

## Ökonomische Literatur

## Der Euro als Währung der Spannungen und der Politik

## Die Geschichte der europäischen Währungsunion aus Sicht der beteiligten Akteure

In der europäischen Währungsunion ging es nach der Gründung lange Zeit relativ ruhig zu, mit der Wirtschaftskrise sind im Gefüge nun aber starke Spannungen zu Tage getreten. Das hier besprochene Buch bietet Hintergründe und Analysen zum Werdegang des Euro-Konstrukts. (Red.)

Die europäische Währungsunion durchlebt eine aufregende Zeit: Einerseits gilt der Euro als Hort der Stabilität, weil sonst die Weltwirtschaftskrise die Wechselkurse der Mitgliedstaaten der Europäischen Union (EU) durcheinandergewirbelt hätte, andererseits zeigt dies ein fundamentales Problem an, weil der Euro zusammenbindet, was nicht zusammengehört. Ein Buch, das die Entstehungsgeschichte des Euro nachzeichnet und die jüngsten Turbulenzen nicht ausspart, ist hochwillkommen. Es zeigt, warum die EU-Mitgliedstaaten seinerzeit an der Schaffung einer Währungsunion interessiert waren und wie es – trotz Bedenken der Deutschen Bundesbank – dazu gekommen ist.

## Deutsch-britische Kontraste

David Marsh hat als intimer Kenner der europäischen Integration die am Entstehungsprozess beteiligten Akteure der massgeblichen nationalen Regierungen, der Zentralbanken und der internationalen Finanzwelt interviewt. Sie haben ihm – mitunter recht freimütig – Red und Antwort gelassen. Da er Akteure aus verschiedenen Ländern und Lagern befragt hatte, konnte er sozusagen die Darstellungsspreu vom Informationsweizen trennen. Der Leser gewinnt den Eindruck, dass er den Dramatis Personae im Nachhinein über die Schulter schauen und nachvollziehen

könne, was sie in ihren Köpfen und Herzen bewegt hat. Marsh präsentiert den Stoff so spannend, dass man das Buch nicht aus der Hand legen möchte.

Der Sache entsprechend rückt er das politische Ringen in das Zentrum seiner Betrachtung. Exemplarisch dafür ist das Ausscheiden Grossbritanniens aus dem Europäischen Währungssystem (EWS) im September 1992. Die Deutsche Bundesbank versuchte, inflationäre Tendenzen nach dem Vereinigungsboom zu dämpfen, während Grossbritannien und Frankreich mit einer lockeren Geldpolitik eine drohende Rezession bekämpfen wollten. Entsprechend gross war der Druck auf die Bundesbank, den geldpolitischen Kurs zu lockern. Als erkennbar war, dass sie dazu nicht bereit war, setzte eine massive Spekulation vor allem gegen das Pfund ein.

Eine Äusserung Helmut Schlesingers, des damaligen Bundesbankpräsidenten, die bloss den Tatbestand dieser Spannungen beschrieb, zwang schliesslich die britische Regierung dazu, das Pfund aus dem EWS zu nehmen. Als in der sich daran anschliessenden nächtlichen Unterhausdebatte Schatzkanzler Norman Lamont auf Schlesinger zu sprechen kam, hörte man bei Nennung dieses Namens geradezu einen Hammer Schlag auf den Amboss niedergehen. Dabei erwies sich das Ausscheiden aus dem EWS als ein Befreiungsschlag. Lamont hat später die Haltung der Bundesbank gewürdigt, weil sie als Ankerwährung zuallererst zur Wahrung der Geldwertstabilität verpflichtet gewesen sei.

Diese Auseinandersetzung offenbart, dass es bei der Schaffung der gemeinsamen Währung um hohe Politik geht: Wer sitzt an dem für moderne Demokratien entscheidenden währungs- und be-

schäftigungspolitischen Hebel? Die Deutsche Bundesbank war sich dessen bewusst; sie setzte durch, dass die Europäische Zentralbank (EZB) als Nachfolgerin der Bundesbank die Währung hüten sollte. Das war ein Bruch in der französischen Tradition – die Geldpolitik ist zu wichtig, als dass man sie Technokraten überlassen darf –, aber anders war die Währungsunion nicht zu haben.

## Pointierte Urteile

Das politische Moment der Währungsunion blüht immer wieder auf, so etwa wenn Marsh über die Nachfolge des jetzigen EZB-Präsidenten Trichet spekuliert. Auch sieht er in absehbarer Zeit die Briten nicht in der europäischen Währungsunion. Die erste Wette mit Helmut Kohl, der die Briten – getrieben von der Londoner City – schon nach kurzer Zeit an die Tür der Währungsunion klopfen sah, hat er gewonnen. Auch eine zweite Wette würde er wohl gewinnen. Wer über den Werdegang des Euro informiert sein möchte – gerade Kenner werden zu schätzen wissen, was Marsh vor ihnen ausbreitet –, muss dieses Buch gelesen haben. Und er wird seine Freude an pointierten Urteilen und Einsichten haben.

Joachim Starbatty



David Marsh: Der Euro. Die geheime Geschichte der neuen Weltwährung. T.-Murrmann-Verlag, Hamburg 2009. 440 S., € 38.–.

## «Marktwirtschaft ist nicht genug»

## Wilhelm Röpkes Ideen aus historischer und heutiger Sicht

Vor dem Hintergrund der Wirtschaftskrise findet die Geschichte liberaler Ideen wieder mehr Aufmerksamkeit. Im Folgenden werden Texte Wilhelm Röpkes auch aus heutiger Sicht betrachtet. (Red.)

Unter dem Titel «Marktwirtschaft ist nicht genug» hat der unter anderem durch seine massgebenden Röpke- und Hayek-Biografien ausgewiesene Politikwissenschaftler und Ideenhistoriker Hans-Jörg Hennecke eine Anthologie aus Aufsätzen und Essays des 1966 gestorbenen Ökonomen und Kultursoziologen Wilhelm Röpke zusammengestellt. Die Auswahl weist einleitend zwei autobiografische Beiträge auf, dann streitbare Aufsätze zum Kampf um die Weimarer Republik, gegen den totalitären wie den derzeit schleichenden Kollektivismus, Texte zur «deutschen Frage», zur europäischen Integration, zu den moralischen und kulturellen Voraussetzungen der Marktwirtschaft und zur Kulturkritik. Ein verständnisvolles, kluges Nachwort des Herausgebers beschliesst das Buch.

## Kritik am «Wohlfahrtszwangsstaat»

Die Auswahl zeigt Röpke als einen ungewöhnlich mutigen und streitbaren Mann, der kein Blatt vor den Mund nimmt, zudem von vielseitiger, besonders geistesgeschichtlicher Bildung, voller idealen Schwung und zuweilen nicht ohne einen bissigen Humor ist und der jedenfalls keinen Zweifel daran lässt, dass er ein entschlossener Verteidiger der liberalen und konservativen Werte der bürgerlichen Welt ist. Viele der Tendenzen der Zeit, die er geisselt, sind noch immer so mächtig, wo nicht

mächtiger als je, auch nach dem Ausscheiden der beiden grossen Totalitarismen.

Das macht die Lektüre nicht nur historisch spannend. So schreitet der von Röpke in Grund und Boden kritisierte «Wohlfahrtszwangsstaat» und mit ihm die «soziale Erosion» fort. Von «Fiskalismus» und «Sozialisierung der Einkommensverwendung» spricht schon Röpke. Die gegenwärtige Finanzkrise hängt gewiss auch mit rationalistischen Illusionen der Machbarkeit zusammen, mit einer an mathematisch-physikalisch-technischen Vorbildern orientierten Ökonomie, die, ohne moralische Fundierung, keine Handlungsorientierung mehr gibt; aber auch mit dem Verlust von Tugenden des Verantwortungssinnes und des Masses, die erst Freiheit ermöglichen. Der Markt braucht eben eine «geistig-moralische» Rahmgebung, die jeder, der an den Markt tritt, mitbringen muss.

## Zentralismus in Europa

Wertvoll ist auch Röpkes Kritik an dem Ideal eines europäischen Superstaates, der seit seiner Zeit (im Zeichen von «Bologna-Prozess», «Harmonisierung», also Gleichmachung von allem und jedem, «Antidiskriminierungs-Gesetzgebung» oder «Gender-Mainstreaming» usw.) so enorme Fortschritte gemacht hat. «Europäer ist man immer nur so weit, als man Antizentralist, Pluralist und Gegner jedes Monolithismus ist.» Röpke reichen ein europäischer Staatenbund und internationaler Freihandel (wie damals auch Erhard) aus. Einen Staatenbund, eine Föderation nach Art der von ihm fast überschwänglich verehrten Schweiz, hielt Röpke nach dem Krieg auch für das durch Grosspreussen irreführende Deutschland

für das angemessene Zukunfts-Ideal. Mit dieser Charakterisierung ist die Welt des ideenreichen Röpke, wie sie in diesem Band zu Worte kommt, nicht erschöpft.

## Wenn Zugvögel Grenzen ignorieren

Es finden sich unter anderem auch eine Kritik an den «Katastrophensüchtigen», an einer allzu kleinmütigen Auslegung der Politik als «Kunst des Möglichen», eine sympathische Verteidigung der Frakturschrift, eine humorvolle Betrachtung über die Landschildkröten und Zugvögel, die nationale Handelsgrenzen ignorieren – eine «furchtbare Entdeckung!». Insgesamt kann man die Lektüre des handlichen Bandes besonders für die politische und ökonomische Bildung jener namentlich junger Leute empfehlen, die sich heute in ziemlich desperater Lage befinden, wenn sie nach Werten suchen, die jenseits der Wissenschaft, Technik, des materiellen Wohllebens, der sozialen Sicherheit, des Wertrelativismus und des wertneutralen Tausches liegen und die sie in heutigen Handbüchern der Wirtschaftswissenschaft, Politiklehre oder Philosophie kaum mehr finden.

Gerd Habermann



Wilhelm Röpke: Marktwirtschaft ist nicht genug. Gesammelte Aufsätze. Hrsg. von Hans-Jörg Hennecke. Manuscriptum-Verlagsbuchhandlung, Waltrop und Leipzig 2009. 464 S., € 24.80.

## Spuren des Neoliberalismus im Wettbewerbsrecht

## Eine Untersuchung zu Europa

Milène Wegmann untersucht den Einfluss der Neoliberalen Friedrich August von Hayek, Walter Eucken, Franz Böhm und ihrer Mitstreiter auf die europäische Wettbewerbsordnung anhand von drei historischen Beispielen. Unter dem Neoliberalismus versteht sie dabei eine wirtschafts- und gesellschaftspolitische Konzeption und zugleich die sie tragende, international vernetzte Personengruppe. Konkret umfasse sie diejenigen Wissenschaftler, die Ende August 1938 zu einer internationalen Kolloquium in Paris – dem sogenannten Colloque Walter Lippmann – zusammenkamen und sich nach dem Zweiten Weltkrieg in der von Hayek initiierten Mont Pèlerin Society organisierten. Inhaltlich verband diesen Kreis das Eintreten für eine freiheitliche Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft mit einem klaren Regelrahmen und einem starken Staat als «Schiedsrichter». Als wichtige Mitglieder nennt die Autorin u. a. von Hayek, Gottfried von Haberler, Wilhelm Röpke und Alexander Rüstow. Als Teilgruppe betrachtet sie die deutschen Ordoliberalen um Walter Eucken und Franz Böhm, zu denen sich auch der erste bundesdeutsche Wirtschaftsminister, Ludwig Erhard, zählte.

## Berater an wichtigen Stellen

Dem Neoliberalismus gesteht Wegmann entscheidenden Einfluss auf die Entstehung und Entwicklung der Wettbewerbspolitik in Europa zu. Dies gelte ebenso für das deutsche Gesetz gegen Wettbewerbsbeschränkungen (GWB) von 1957 wie für die Wettbewerbsregeln im Vertrag über die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl (Montanunion) von 1951 sowie die einschlägigen Artikel im Vertrag über die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft von 1957. In allen drei Fällen identifiziert sie neoliberale Wissenschaftler oder ihnen nahestehende Personen, die an den Verhandlungen direkt beteiligt waren oder zumindest indirekten Einfluss nehmen konnten. Im Fall des GWB betrifft dies etwa die Ordoliberalen Böhm und Erhard. Im Fall der Montanunion waren dies auf deutscher Seite etwa Wilhelm Röpke als Berater von Bundeskanzler Adenauer und Walter Bauer als Delegationsmitglied. Zudem sieht Wegmann die erreichten Ergebnisse im Einklang mit der neo- oder ordoliberalen Lehre. Das wirkt etwas bemüht und geht so weit, dass die Autorin direkte Preisregulierungen in der Kohle- und Stahlindustrie mit der Vorstellung des «Als ob»-Wettbewerbs bei Eucken oder Miksch in Verbindung bringt.

## Eigenständigkeit gegenüber den USA

Grossen Wert legt Wegmann zudem auf die Eigenständigkeit der europäischen Entwicklung gegenüber den USA, obwohl diese mit der Sherman Act bereits seit 1890 über ein Wettbewerbsrecht verfügten und als Siegermacht nach dem Zweiten Weltkrieg grossen Einfluss in Europa ausübten. Diese These wie auch der konstatierte neoliberale Einfluss erscheinen bei der Lektüre etwas zu weitgehend. Sie werden zumindest nicht immer überzeugend begründet und nachgewiesen. Dies kann von einem Buch mit gerade einmal gut 100 Seiten wohl auch nicht erwartet werden. Darunter leidet der positive Gesamteindruck, den das Buch nicht zuletzt aufgrund der kenntnisreichen Darstellungen hinterlässt.

Arndt Christiansen



Milène Wegmann: Der Einfluss des Neoliberalismus auf das Europäische Wettbewerbsrecht 1946-1965. Von den Wirtschaftswissenschaften zur Politik. Nomos, Baden-Baden 2008. 124 S., € 29.–.

## ÖKONOMISCHE FACHBÜCHER IN KÜRZE

## Karriere mit Schuldenabbau

det. Wenn ein Bürgermeister ein Buch über seine eigene Politik schreibt, dürften Eigenlob und Langeweile programmiert sein – dies ist jedenfalls der erste Gedanke, wenn man das Buch «1-2-3 schuldenfrei» zur Hand nimmt. Einen gewissen Hang zur Selbstdarstellung darf man Magnus Staehler, dem Bürgermeister der deutschen 60 000-Einwohner-Stadt Langenfeld, denn auch unterstellen. Dennoch ist sein Buch spannend zu lesen, denn der

51-jährige christlichdemokratische Politiker beschreibt darin, wie die nordrhein-westfälische Stadt ihren Schuldenberg von ursprünglich rund 40 Mio. € vollständig abgebaut hat. Auch wenn der Titel des Buches die Geschichte einer schnellen finanzpolitischen Wunderheilung verspricht – bei der Lektüre des Buches wird deutlich: Nur mit jahrelanger Fleissarbeit und mit viel gutem Willen der Einwohner war die Herkulesaufgabe zu schaffen. Mehr als 20 Jahre hat es gedauert, bis alle Schulden getilgt waren. Staehler strich den städtischen Personalbestand zusammen und setzte viele unpopuläre Massnahmen durch. Statt 40 Hausmeister, je einen für jede einzelne Schule und Sporthalle, gibt es nun nur noch deren 24, die jeweils für mehrere Gebäude zuständig sind. Der Stadtrat wurde von 51 Mitgliedern auf 44 Personen verkleinert. Um Kosten bei der Stadtreinigung zu sparen, müssen die Bürger viele Strassenzüge selber kehren. Andere Städte wie Düsseldorf oder Dresden waren zwar schon früher in die schwarzen Zahlen gelangt als Langenfeld; Staehler wirft den Politikern dieser Städte aber vor, dies vor allem auch dadurch erreicht zu haben, dass sie das Tafelsilber verscherbelten. Düsseldorf trennte sich von Anteilen an den Stadtwerken und am Stromkonzern RWE, in Dresden verkaufte man alle städtischen Wohnungen. «Wir haben über Jahre eisern gespart», so betont Staehler stolz die Strategie «seiner» Gemeinde. Die Rezepte, die die Langenfelder Politiker angewandt haben, sind indessen nicht auf jede Kommune eins zu eins übertragbar. Zudem ist eine massvolle Kreditaufnahme für sinnvolle Investitionsprojekte nicht abzulehnen. Dennoch: Gerade in Zeiten der Finanzkrise, in denen viele Gemeinden riesige Schuldenberge anhäufen, ist die Lektüre von Staehlers Buch allen zu empfehlen, denen der sorgfältige Umgang mit öffentlichen Finanzen ein Anliegen ist. Langenfeld will übrigens auch im Krisenjahr 2009 noch einen erheblichen Haushaltsüberschuss erwirtschaften.

Magnus Staehler: 1-2-3 schuldenfrei. Wie Langenfeld aus Amtsschimmel Rennpferde machte – die Erfolgsformel zur Sanierung städtischer Finanzen. Linde-Verlag, Wien 2008. 192 S., € 24.90.

## Manager als Sprachkünstler

Willkommen im Land der Stilübungen; «Deutsch für Manager» ist kein Lehrbuch. Der Autor Christoph Moss zeigt,

wie einzigartig sich Führungskräfte oft ausdrücken, und sieht das Buch als sprachliche Bestandsaufnahme von Managementleistungen. Es enthält Beispiele virtuoser Sprachkünste, wie sie phantasiereicher kaum sein könnten. Moss demonstriert, wie sich Wörter zu Kunstgebilden formen lassen, die als Wortküllissen zwar imponieren, aber oft ohne Aussage sind. Eine Art Denglisch, eine Mischung aus Deutsch und Englisch, so dass im fiktiven Beispiel einer Abteilungsleiterversammlung oft von Team und Meeting die Rede ist. Im Briefing hat der Manager gerade gehört, dass das Business-Model noch nicht zur gewünschten Performance geführt hat, und so teilt er den Mitarbeitern mit, dass man immer noch nicht «break even» sei. Verstanden? Nur keine Panik. Die gute Nachricht des Autors besteht darin, dass sich diese Art der Managersprache durchaus lernen lässt. Vor allem gilt es aus dieser Sicht, wichtige und scheinbar wichtige Begriffe aus dem englischen Sprachraum geschickt in die deutsche Sprache einzuflechten. Auf diese Weise lassen sich Mitarbeiter beeindrucken. Übersetzt in die normale Sprache, geht es im obigen Beispiel schlicht darum, dass

die Führung des Unternehmens unzufrieden ist, weil mit dem neuen Produkt noch kein Geld verdient wird. Christoph Moss ist ein Beobachter, der seine Schlüsse zieht. Er schreibt, dass Manager kaum sprechen. Und wenn, dann sage der Manager nichts, sondern er betone, konstatiere oder hebe hervor. Der Autor zieht geistreiche Bezüge zwischen der Managersprache und dem Fussball, und er schreibt über die sogenannte Substantivierungskunst. Für Plattitüden fordert Moss einen Artensprung, denn irgendetwas stosse die linguistische Grosszügigkeit an ihre Grenzen. Dass der Leser, wie im Vorwort angetönt, nach der Lektüre des Buches zum Schluss kommt, dass die wahren Literaten oft als Manager arbeiten, ist unwahrscheinlich. Aber die eigentliche Aussage von Moss scheint am Ende klar: Kommunikation in Unternehmen ist unerlässlich. Aber dazu bedarf es keiner Worthüllen, sondern einer einfachen und verständlichen Sprache. Für Unternehmen kann das «miteinander reden» nur von Nutzen sein.

Indira Gurbaxani

Christoph Moss: Deutsch für Manager. Verlag Frankfurter Allgemeine Buch, Frankfurt am Main 2008. 184 S., € 19.90.

Web-TV täglich auf NZZ Online

www.nzz.ch/finanzen/webtv

Impulse

Die Börse aus erster Hand